

BÜCHERGILDE
unterwegs

Die Reise-Reihe
gegen Fernweh
Herausgegeben und
mit einem Vorwort
von Julia Finkernagel

Oliver Sacks

Die feine New Yorker Farngesellschaft

Eine Reise nach Mexiko

Aus dem Englischen
übersetzt von Dirk van Gunsteren

Büchergilde Gutenberg

Die Zeichnungen wurden von Dick Rauh angefertigt, seinerzeit ein Mitglied der Reisegesellschaft, mit der auch Oliver Sacks unterwegs war und von der er hier schreibt. Sie sind vor Ort während der Reise durch Mexiko entstanden.

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel *Oaxaca Journal* bei der National Geographic Society in Washington, D.C.

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
Mit freundlicher Genehmigung
der Verlagsbuchhandlung Liebeskind, München

© Oliver Sacks 2002

© Verlagsbuchhandlung Liebeskind 2019

Für diese Ausgabe: © Büchergilde Gutenberg 2020

Illustrationen: Dick Rauh

Einbandgestaltung: Clara Scheffler

unter Verwendung des Motivs *Mexico, Scenic Highway between Laredo,
Texas and Monterrey* © akq-images / arkivi (Ausschnitt)

Druck und Bindung: CPT books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7652-7197-9

Für die Amerikanische Farmgesellschaft – und
für Pflanzenfreunde, Vogelbeobachter,
Taucher, Sterngucker, Steinsucher, Hobby-
forscher und Amateurnaturkundler in aller Welt.



Vorwort

von Julia Finkernagel

Ich war noch nie in Mexiko, überhaupt war ich noch nie in einem lateinamerikanischen Land. Und schon gar nicht auf Forschungsreise. Möglicherweise habe ich auch keinen grünen Daumen. Die Farne jedenfalls, die ich im letzten Spätsommer im Vorgarten gepflanzt habe, sind aus unerklärlichen Gründen auf ein spärliches Fünftel dezimiert, und ich schwöre: Ich kann nichts dafür.

Ob Oliver Sacks einen grünen Daumen hat, bleibt ungewiss. Den braucht er auch nicht, denn entscheidend ist, was er stattdessen auf seine außergewöhnliche Reise nach Mexiko mitnimmt: eine kindliche Zuneigung zu Farnen, seine Mitgliedschaft in der Amerikanischen Farngesellschaft (ja, die gibt es), sein Tagebuch und einen ansteckenden Entdeckergeist.

Gemeinsam mit einer schrulligen Truppe von Amateurforschern, die sich als Freizeitbeschäftigung dem Auffinden und Bestimmen von Farnen verschrieben hat, geht er auf Expedition in den Süden Mexikos, nach Oaxaca. Dort notiert er alles, was ihm in diesem vielfältigen, farbenfrohen Bundesstaat mit seiner wechselvollen Geschichte auffällt – seien es die belebten Plätze von Oaxaca-Stadt, die Ruinen der prächtigen Weltkulturerbestätte Monte Albán oder die einnehmende Natur. Und die Menschen: Vom

ersten Moment an, schon auf dem Hinflug, begeistert sich Oliver Sacks für die Freundlichkeit der Einheimischen und die Leidenschaft seiner Mitreisenden. Diese Begeisterung zieht sich durch bis zum Abschied am Flughafen, und sie steckt an.

Jetzt hätte ich fast die Farne vergessen. Sacks' Mitreisender Dick Rauh zeichnet diese, während andere sie pflücken. Zurück im Hotel, präsentiert man sie einander dann, auf Papier oder in echt (nicht an Briefmarken denken, nicht an Briefmarken denken!). Die Zeichnungen sind in diesem Buch enthalten – und ich stelle mir vor, wie sie entstanden sind: in dünnluftiger Höhe, in drückender Hitze, im feuchtkühlen Schatten eines Baumes. Begleitet vom Kritzeln von Sacks' Stift in seinem Tagebuch.

Bei der Lektüre dieses ungewöhnlichen Reiseberichts werde ich zur Teilnehmerin dieser ebenso ungewöhnlichen Expedition. Ich werde mit Sacks höhenkrank, busmüde und bisweilen auch etwas farnblind. Dadurch entdecke ich jedoch viel mehr als nur fedrige, grüne Pflanzen: eine alte indigene Kultur, die Geschichte ihrer Eroberung, Chili, Kautschuk, Schokolade, Zigarren – und Freundschaft.

So öffnet Oliver Sacks mir liebevoll die Augen: für das Kleine, Freundliche, Besondere, alles, was vermeintlich unspektakulär erscheint und doch entdeckt werden möchte. Ich sitze neben ihm auf dem Zócalo beim Kaffee, schnaufe mit ihm in felsiger Höhe und schwitze in den trockenen Ebenen. Und begeistere mich mit ihm für sämtliche Wunder der Natur. Sacks führt mit mir den Dialog eines reifen

Mannes, der aus seinem über Jahrzehnte gewachsenen, immensen Wissensrepertoire schöpft, während ich gespannt lausche und staune.

Was hat dieser Bericht mit mir gemacht? Er hat meinen Blick geöffnet. (Er hat mich ganz viel nachschlagen lassen.) Dieses Buch stiftet Trost, wenn in Anbetracht der gerade in diesem Moment aussterbenden Arten die mir bekannte Verlusttrauer aufkommt. Die liebevolle Begeisterung, mit der die Pteridologen (so heißen sie nämlich) ihre Farne betrachten, hat etwas Beruhigendes, Ermutigendes. Pflanzen, die schon vor den Dinosauriern auf der Erde waren! Immer noch da!

Und noch etwas. Plötzlich betrachte ich die ein wenig in Vergessenheit geratene Grünpflanze am Ende der Fensterbank mit einer gewissen Hingabe. Denke mir einen lateinischen Namen für sie aus.

Und überlege, ob ich sie zeichnen soll.

Vorwort

Ich habe die naturkundlichen Forschungsberichte des 19. Jahrhunderts stets mit Genuss gelesen. In ihnen verschmilzt das Wissenschaftliche mit dem Persönlichen – das gilt besonders für Wallaces' *Der Malayische Archipel*, Bates' *Elf Jahre am Amazonas* sowie Spruce' *Notes of a Botanist* und selbstverständlich für das Werk, das sie alle (und auch Darwin) inspiriert hat: Alexander von Humboldts *Ansichten der Natur*. Mir gefiel der Gedanke, dass Bates, Spruce und Wallace zur selben Zeit des Jahres 1849 in derselben Gegend des Amazonasgebiets unterwegs waren, dass ihre Wege sich ständig kreuzten und dass sie obendrein gute Freunde waren. (Ihr Leben lang korrespondierten sie miteinander, und nach Spruce' Tod gab Wallace seine *Notes* heraus.)

Sie alle waren in einem gewissen Sinne Amateure – Autodidakten, die aus eigenem Antrieb handelten und keiner Institution angehörten – und sie lebten, so schien es mir manchmal, in einer glücklicheren Welt, in einer Art Paradies, das noch nicht von den geradezu mörderischen Rivalitäten einer zunehmend professionalisierten Welt infiziert und erschüttert war (jener Art von Rivalität, die H.G. Wells in seiner Erzählung »Die Motte« so eindringlich beschrieben hat).

Diese angenehme, unverdorbene, vorprofessionelle Atmosphäre, die nicht von Egoismus und dem Verlangen nach Ruhm und Prestige, sondern vielmehr von Abenteuerlust und Staunen geprägt ist, hat sich, wie mir scheint, hier und da erhalten: in gewissen naturkundlichen Gesellschaften und Amateurvereinigungen, in denen sich Astronomen wie Archäologen zusammengefunden haben und von deren stiller und doch bedeutsamer Existenz die Öffentlichkeit kaum etwas weiß. Das Gefühl, eine solche Atmosphäre vorzufinden, bewog mich, Mitglied der Amerikanischen Farmgesellschaft zu werden und Anfang des Jahres 2000 zusammen mit anderen eine Reise nach Oaxaca zu unternehmen, um dort Farnе zu studieren.

Und nicht zuletzt war es der Wunsch, diese Atmosphäre zu erforschen, der mich veranlasste, während dieser Reise ein Tagebuch zu führen. Es gab natürlich noch andere Gründe: die Tatsache, dass ich ein Volk, ein Land, eine Kultur, eine Geschichte kennenlernte, von denen ich beinahe nichts wusste – das war wunderbar, ein Abenteuer ganz eigener Art –, sowie der Umstand, dass jede Reise in mir den Wunsch weckt, ein Tagebuch zu führen. Seit ich vierzehn war, habe ich auf meinen Reisen Tagebuch geführt, und in den eineinhalb Jahren seit meinem Besuch in Oaxaca war ich in Grönland und Kuba, habe in Australien nach Fossilien gesucht und hatte auf Guadeloupe Gelegenheit, eigenartige neurologische Befunde zu studieren, und all diese Reisen sind in Tagebüchern dokumentiert.

Keines dieser Tagebücher erhebt Anspruch auf Vollständigkeit oder wissenschaftliche Akkuratessе; sie sind leicht, fragmentarisch, impressionistisch und vor allem persönlich.

Warum schreibe ich Tagebücher? Ich weiß es nicht. In erster Linie vielleicht, um meine Gedanken zu klären, um meinen Eindrücken die Form einer Erzählung oder Geschichte zu geben, und zwar in »Echtzeit«, nicht rückblickend oder durch die Vorstellungskraft verändert, wie es etwa bei Autobiografien oder Romanen der Fall ist. Ich schreibe diese Tagebücher nicht in Hinblick auf eine Veröffentlichung. (Lediglich die Tagebücher, die ich in Kanada und Alabama geführt habe, erschienen dreißig Jahre später und eigentlich eher zufällig als Artikel in *Antaеus*.)

Hätte ich dieses Tagebuch schönen sollen, es erweitern und systematischer, kohärenter machen sollen, wie ich es bei meinen Büchern über Mikronesien und mein »verlorenes Bein«¹ getan habe, oder hätte ich es unverändert lassen sollen wie meine Tagebücher über Kanada und Alabama? Ich habe mich für einen Mittelweg entschieden und kurze Passagen (über Schokolade, Gummi und andere mittelamerikanische Dinge) sowie verschiedene kleine Exkurse eingefügt, die Aufzeichnungen selbst jedoch so belassen, wie sie waren. Ich habe nicht einmal versucht, einen herkömmlichen Titel dafür zu finden. In meinem Notizbuch stand lediglich *Reise nach Oaxaca*.

O. W. S.
Dezember 2001

Kapitel 1

Freitag

Ich bin unterwegs nach Oaxaca, wo ich mich mit ein paar botanisch interessierten Freunden zu einer Famexkursion treffen werde. Ich freue mich, dass ich dem eisigen New Yorker Winter für eine Woche entfliehen kann. Im Flugzeug – es ist eine Maschine der AeroMexico – herrscht eine Atmosphäre, wie ich sie noch nie erlebt habe. Kaum haben wir abgehoben, da stehen alle auf, unterhalten sich im Mittelgang, packen Provianttaschen aus, stillen Säuglinge: Im Handumdrehen entfaltet sich ein buntes Leben wie in einem mexikanischen Café oder auf einem Markt. Man braucht nur an Bord zu gehen, und schon ist man in Mexiko. Die »Bitte anschnallen«-Zeichen leuchten noch, doch niemand kümmert sich darum. In spanischen und italienischen Flugzeugen habe ich Ansätze dieses Gefühls bemerkt, doch hier ist es viel ausgeprägter: ringsumher diese spontane Fiesta, diese sonnige, fröhliche Atmosphäre. Es ist unerhört wichtig, andere Kulturen zu erleben und zu sehen, wie außergewöhnlich, wie regional sie sind und wie un-universell die eigene ist. Welch eine steife, freudlose Atmosphäre herrscht auf den meisten nordamerikanischen Flügen. Ich beginne zu glauben, dass mir dieser Besuch gefallen wird.

Heutzutage ist so wenig Freude »gestattet« – und dabei soll man sich doch am Leben erfreuen, oder nicht?

Als das Essen serviert wird, wünscht mir mein Nachbar, ein freundlicher Geschäftsmann aus Chiapas, »*Bon appétit!*« und sagt es dann noch einmal auf Spanisch: »*¡Buen provecho!*« Ich kann die Speisekarte nicht lesen und sage Ja zu dem ersten Gericht, das mir angeboten wird. Das ist ein Fehler, denn es erweist sich als Empanada, und dabei wollte ich lieber Hühnchen oder Fisch. Meine Schüchternheit und mein Unvermögen, andere Sprachen zu sprechen, sind leider ein Problem. Ich mag die Empanada nicht, esse aber der Akkulturation halber ein bisschen davon.

Mein Nachbar will wissen, warum ich nach Mexiko reise, und ich erzähle ihm, dass ich an einer botanischen Exkursion durch Oaxaca im Süden des Landes teilnehmen werde. An Bord dieses Flugzeugs aus New York sitzen noch einige andere Teilnehmer; die anderen werden wir in Mexico City treffen. Als er hört, dass dies mein erster Besuch in Mexiko ist, preist er sein Land in den höchsten Tönen und leiht mir seinen Reiseführer. Ich muss mir unbedingt den riesigen Baum in Oaxaca ansehen – er ist Tausende von Jahren alt, ein berühmtes Naturwunder. Ich antworte, dass ich schon in meiner Jugend von diesem Baum gelesen und Fotos von ihm gesehen habe und dass er tatsächlich zu den Dingen gehört, die mich bewogen haben, nach Oaxaca zu fahren.

Derselbe freundliche Nachbar hat bemerkt, dass ich die unbedruckten letzten Seiten und sogar die Titelseite

eines Buches herausgerissen habe, um darauf zu schreiben. Als ich mit Sorge den Zeitpunkt kommen sehe, da ich kein Papier mehr haben werde, reicht er mir zwei Bögen aus seinem Schreibblock. (Ich habe meinen Schreibblock und das Notizbuch idiotischerweise im Hauptgepäck gelassen.)

Ihm ist auch nicht entgangen, dass ich die Empanada bestellt habe, weil ich offenbar keine Ahnung hatte, was das ist, und dass ich sie dann ebenso offenbar nicht mochte, und so reicht er mir abermals den Reiseführer und rät mir, das zweisprachige Verzeichnis mexikanischer Speisen zu lesen und mir die dazugehörigen Fotos anzusehen. Ich soll zum Beispiel auf den Unterschied zwischen *atún* und *tuna* achten, denn das spanische Wort *tuna* bezeichnet nicht den Thunfisch, sondern eine Kaktusfeige. Sonst bekomme ich immer Obst, wenn ich Fisch haben will.

In dem Reiseführer finde ich ein Kapitel über mexikanische Pflanzen. Ich frage meinen Nachbarn nach »*malá mujer*«, der Bösen Frau, einem gefährlich wirkenden Baum mit nesselartig brennenden Härchen. Er erzählt mir, dass junge Burschen Zweige dieser Bäume in Kleinstadt-Tanzsäle werfen, damit die Mädchen und überhaupt alle sich ununterbrochen kratzen müssen. Nach seinen Worten rangiert so etwas zwischen Streich und Verbrechen.

»Willkommen in Mexiko!«, sagt mein Nachbar, als die Maschine aufsetzt, und fügt hinzu: »Sie werden sehen, dass es ein ungewöhnliches und sehr interessantes Land ist.« Und als das Flugzeug zum Stehen kommt, reicht er mir seine Karte und sagt: »Rufen Sie mich an, wenn ich

Ihnen während Ihres Besuches in unserem Land irgendwie helfen kann.« Ich gebe ihm ebenfalls meine Adresse – da ich keine Visitenkarte habe, muss ich sie auf einen Papieruntersetzer schreiben. Ich sage ihm, dass ich ihm eines meiner Bücher schicken werde, und als ich sehe, dass sein zweiter Vorname Todd ist («Mein Großvater stammte aus Edinburgh»), erzähle ich ihm von der Todd'schen Lähmung, einer kurzen Lähmungserscheinung, die zuweilen auf einen epileptischen Anfall folgt, und verspreche, auch eine kurze Biografie von Dr. Todd beizulegen, dem schottischen Arzt, der diese Lähmung als Erster beschrieben hat.

Die Freundlichkeit und Höflichkeit dieses Mannes haben mich tief berührt. Ist das eine typisch lateinamerikanische Höflichkeit? Eine persönliche? Oder nur die gewöhnliche Höflichkeit, wie man sie bei einer kurzen Begegnung in einem Zug oder Flugzeug an den Tag legt?

.....

In Mexico City haben wir drei gemütliche Stunden – jede Menge Zeit bis zum Anschlussflug nach Oaxaca. Als ich mit zwei anderen unserer Gruppe zum Mittagessen gehe (bislang sind wir noch Fremde, doch in den nächsten Tagen werden wir einander recht gut kennenlernen), fällt der Blick des einen auf das kleine Notizbuch in meiner Hand. »Ja«, sage ich, »ich werde vielleicht ein Tagebuch führen.«

»Da werden Sie genug Material haben«, antwortet er. »Eine so seltsame Gruppe von Spinnern findet man so leicht kein zweites Mal.«

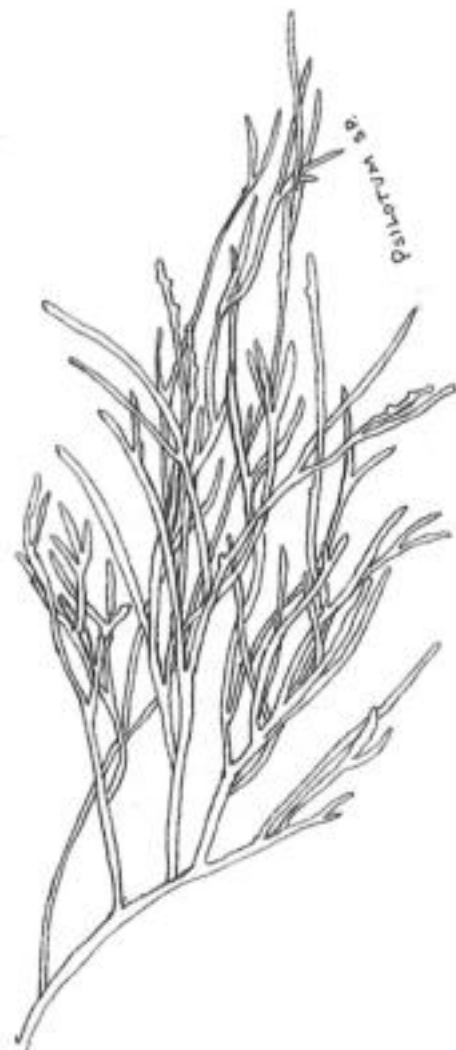
Nein, es ist eine wunderbare Gruppe, denke ich – begeistert, unverdorben, kooperativ, vereint in der Begeisterung für Farne. Es sind Dilettanten, Liebhaber im besten Sinn des Wortes, obgleich etliche von uns über ein mehr als professionelles Wissen verfügen und enorm beschlagen sind. Er fragt mich nach meinen Interessensgebieten und meinen speziellen Kenntnissen über Farne. »Da muss ich passen ... Ich bin nur aus Neugier dabei.«

Am Flughafen werden wir von einem Hünen begrüßt. Er trägt ein kariertes Hemd, einen Strohhut und Hosen-träger und ist soeben aus Atlanta eingetroffen. Er stellt sich und seine Frau vor: David und Sally Emory. Er hat mit John Mickel (unserem gemeinsamen Freund, der diese Exkursion organisiert hat) das College besucht: Oberlin 1952. Damals war John noch im Grundstudium, während David bereits auf seinen Abschluss zusteuerte. Er war es, der Johns Interesse für Farne geweckt hat, und er freut sich schon auf das Wiedersehen mit ihm in Oaxaca. Seit ihrer Studienzeit vor beinahe fünfzig Jahren haben sie sich nur zwei- oder dreimal gesehen, jedes Mal bei botanischen Exkursionen, und jedes Mal waren die alte Freundschaft und Begeisterung gleich wieder da. Zwar stammen sie aus verschiedenen Orten und Zeitzonen, doch wenn sie einander begegnen, sind die Gesetze von Raum und Zeit aufgehoben, und sie sind vereint in ihrer Liebe, ihrer Leidenschaft für Farne.

Ich gestehe, dass meine eigene Liebe mehr den sogenannten Farnartigen als den Farnen gehört: den Bärlappgewächsen (*Lycopodium*), den Schachtelhalmen (*Equis-*

tum), den Moosfarne (*Selaginella*) und den »Urfarnen« (*Psilotum*). Auch davon werden wir viele sehen, versichert mir David. Bei der letzten Exkursion nach Oaxaca im Jahr 1990 wurde eine neue Lycopodiengattung entdeckt, und es gibt dort zahlreiche Moosfarne; einer davon, der sogenannte »Auferstehungsfarne«, wird auf Märkten verkauft: eine flache, scheinbar vertrocknete bräunlich-grüne Rosette, die wunderbarerweise zum Leben erwacht, sobald es regnet. Und außerdem gibt es in Oaxaca drei Schachtelhalmarten, fügt er hinzu, darunter auch eine der größten der Welt. »Aber *Psilotum*«, frage ich eifrig, »was ist mit *Psilotum*?« *Psilotum* auch, sagt er – beide Arten.

Schon als Kind haben mir die primitiven Schachtelhalme und Bärlappgewächse gefallen, denn sie waren die Ahnen, aus denen alle anderen Pflanzen entstanden sind.² Vor dem Natural History Museum in London, wo ich aufgewachsen bin, gab es einen Fossiliengarten mit den versteinerten Stämmen und Wurzeln riesiger Bärlapp- und Schachtelhalmgewächse, und drinnen standen Dioramen, in denen dargestellt war, wie die uralten Wälder des Paläozoikums ausgesehen haben mögen, mit riesigen, dreißig Meter hohen Schachtelhalmen. Eine meiner Tanten hatte mir in den Wäldern von Cheshire heutige Schachtelhalmarten mit ihren steifen, gelenkartig verdickten, von kleinen, knotigen Zapfen gekrönten Stängeln gezeigt, die nur einen halben Meter hoch waren. Sie hatte mich auch auf die winzigen Bärlappe und Moosfar-



ne hingewiesen, doch die primitivste Pflanze von allen konnten wir nicht studieren, denn *Psilotum* kommt in England nicht vor. Andere, ähnliche Pflanzen – die Psilophyten – waren die Pioniere, die ersten Landpflanzen, die ein vaskuläres System entwickelten, mit dessen Hilfe sie Wasser durch die Stängel transportieren konnten, und dies ermöglichte es ihnen vor 400 Millionen Jahren, die nackte Erde zu bevölkern und allen, die nach ihnen kamen, den Weg zu bereiten. *Psilotum* wird zwar manchmal als »Urfarn« bezeichnet, ist jedoch eigentlich gar kein Farn, denn es hat weder richtige Wurzeln noch Wedel, sondern nur einen homogenen, gegabelten grünen Stängel, nur wenig dicker als eine Bleistiftmine. Doch trotz seines unscheinbaren Aussehens war es eine meiner Lieblingspflanzen, und ich hatte mir vorgenommen, es eines Tages in freier Natur zu sehen.

Ich bin in den Dreißigerjahren in einem Haus aufgewachsen, dessen Garten voller Farne war. Meiner Mutter gefielen sie besser als blühende Pflanzen, und obwohl an den Mauern Rosen emporrankten, war der größte Teil der Beete für Farne reserviert. Wir hatten auch ein Gewächshaus, in dem es immer warm und feucht war. Dort hing ein großer Quastenfarn, und dort gediehen auch die zarten Hautfarne und andere tropische Arten. Manchmal ging meine Mutter oder eine ihrer ebenfalls botanisch interessierten Schwestern sonntags mit mir zu den Kew Gardens, und dort sah ich zum ersten Mal Baumfarne mit sechs bis zehn Meter hohen Wedeln und Nachbildungen der Farnschluchten in Hawaii und Australien. Ich

fand, dass dies die schönsten Landschaften waren, die ich je gesehen hatte.

Meine Mutter und meine Tanten hatten ihre Leidenschaft für Farne von ihrem Vater, meinem Großvater, geerbt, der in den Fünfzigerjahren des 19. Jahrhunderts aus Russland nach England gekommen war, wo damals noch die Pteridomanie – die große viktorianische Begeisterung für Farne – grassierte. Wie zahlreiche andere Häuser verfügte auch das, in dem sie aufwuchsen, über Terrarien – sogenannte Ward'sche Kisten –, in denen verschiedene und manchmal seltene, exotische Farnarten wuchsen. In den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts hatte sich diese Begeisterung größtenteils wieder gelegt (nicht zuletzt, weil durch sie einige Arten ausgestorben waren), doch mein Großvater behielt seine Ward'schen Kisten bis zu seinem Tod im Jahr 1912.

Farne gefielen mir wegen ihrer Schnörkel, ihrer eingerollten Blatttriebe, ihrer viktorianischen Erscheinung (die zu den geklöppelten Sesselschonern und Spitzenvorhängen in unserem Haus passte). Doch auf einer tieferen Ebene erfüllten sie mich mit Staunen, weil sie so uralt waren. Die Kohle, mit der wir unser Haus heizten, war, wie meine Mutter mir sagte, unter starkem Druck aus Farnen und anderen primitiven Pflanzen entstanden, und wenn man ein Stück Kohle teilte, fand man manchmal den fossilen Abdruck eines Farnwedels. Farne hatten mit geringfügigen Veränderungen 350 Millionen Jahre überdauert. Andere Lebensformen (wie zum Beispiel die Dinosaurier) waren entstanden und wieder ausgestorben, doch die

scheinbar so schwachen, empfindlichen Farne hatten alle evolutionären Wechselfälle, alle anderen untergegangenen Arten überlebt. Mein Bewusstsein von einer prähistorischen Welt, von gewaltigen Weltzeitaltern, wurde durch Farne und ihre Fossilien geweckt.

.....

Alles fragt: »Zu welchem Gate müssen wir?« Irgendjemand sagt: »Gate 10. Ich habe gehört, wir müssen zu Gate 10.«

»Nein, Gate 3«, sagt ein anderer. »Da oben steht's, an der Anzeigetafel: Gate 3.« Ich habe das seltsame Gefühl, dass zu diesem Zeitpunkt die Nummer des Gates, durch das wir müssen, noch gar nicht feststeht. Ein Gedanke ist, dass es nur *Gerüchte* über verschiedene Nummern gibt, bis schließlich eine gewinnt. Oder dass das Gate im Heisenberg'schen Sinne undeterminierbar ist und erst im allerletzten Moment (in dem, wenn ich mich recht entsinne, »die Wellenfunktion zusammenbricht«) determiniert wird. Oder dass das Flugzeug oder vielmehr seine Wahrscheinlichkeit zeitgleich von verschiedenen Gates startet und alle denkbaren Wege nach Oaxaca zurücklegt.

Leichte Anspannung, man sitzt herum, die Gate-Frage ist endlich geklärt, wir warten auf den Aufruf. Unsere Maschine sollte um 16.45 Uhr starten – jetzt ist es 16.50 Uhr, und wir sind noch nicht mal an Bord. (Dabei steht das Flugzeug schon bereit.) Weitere Begrüßungen, man lernt einander kennen. Wir sind neun – acht andere und

ich. Ich habe mich für den Augenblick ein wenig zurückgezogen, sitze ein paar Meter von der Gruppe entfernt und schreibe in mein Notizbuch.

Fast immer spüre ich die Doppelheit des teilnehmenden Beobachters. Es ist, als wäre ich eine Art Anthropologe, der das Leben der Spezies *Homo sapiens* auf dem Planeten Erde erforscht. (Das ist wahrscheinlich der Grund, warum ich mit dem Titel meines Buches *Eine Anthropologin auf dem Mars* Temple Grandin zitiert habe – ebenso wie sie bin ich eine Art Anthropologe, ein »Außen-seiter«.) Aber gilt das nicht für jeden Schriftsteller?

Schließlich gehen wir an Bord. Mein neuer Sitznachbar gehört nicht zu unserer Gruppe. Er ist ein älterer Mann mit Glatze, schweren Lidern und gepflegtem Vollbart, der eine Cola light mit Rum bestellt. (Ich nippe gesittet an einem Tomatensaft.) Als ich die Augenbrauen hochziehe, sagt er lächelnd: »Da sind weniger Kalorien drin.«

»Warum dann nicht auch Rum light?«, antworte ich.

.....

17.25 Uhr: Wir fahren endlos lange auf dem riesigen Rollfeld herum, ruckelnd, sodass ich nicht schreiben kann. Diese gewaltige Stadt – möge Gott ihr beistehen – hat 18 Millionen Einwohner (andere Schätzungen sprechen von 23 Millionen) und ist eine der größten und schmutzigsten Städte der Welt.

17.30 Uhr: Wir haben abgehoben! Als wir die Dunstglocke über Mexico City, die sich von einem Horizont

zum anderen zu erstrecken scheint, unter uns gelassen haben, sagt mein Nachbar: »Sehen Sie den Vulkan dort? Er heißt Ixtaccihuatl. Sein Gipfel ist immer mit Schnee bedeckt. Und der Berg daneben, dessen Gipfel in Wolken gehüllt ist, das ist der Popocatepetl.« Mit einem Mal ist er ein anderer Mensch. Er ist stolz auf sein Land und will es dem Fremden zeigen und erklären.

Der Popocatepetl mit seinem jetzt deutlich sichtbaren Krater und die hohen, schneebedeckten Gipfel neben ihm sind ein atemberaubender Anblick. Es wundert mich, dass auf diesen Gipfeln Schnee liegt, während der höhere Vulkankegel schneefrei ist – wahrscheinlich ist die vulkanische Wärme auch ohne Eruption so groß, dass der Schnee schmilzt. Wer diesen Ring erstaunlicher, magischer Gipfel gesehen hat, versteht, warum die alte aztekische Hauptstadt Tenochtitlan hier gegründet wurde, in 2500 Metern Höhe.

Mein Nachbar (er trinkt jetzt seine zweite Cola mit Rum, bei der ich ihm Gesellschaft leiste) will wissen, warum ich nach Mexiko gekommen bin. Aus geschäftlichen Gründen? Um Urlaub zu machen? »Eigentlich weder noch«, sage ich. »Ich bin wegen einer botanischen Exkursion hier. Wir interessieren uns für Farne.« Er ist fasziniert und spricht über seine eigene Vorliebe für Farne. »Man sagt«, füge ich hinzu, »dass es nirgendwo in Mexiko so viele Farnarten gibt wie in Oaxaca.«

Der Mann ist beeindruckt. »Aber Sie werden sich doch hoffentlich nicht auf Farne beschränken?« Er spricht wortreich und begeistert von den präkolumbianischen Kultu-

ren: von den verblüffenden mathematischen, astronomischen und architektonischen Fähigkeiten der Maya, die lange vor den Griechen den Wert Null gekannt hätten und deren Symbolik und Kunst hoch entwickelt gewesen sei. Tenochtitlan habe mehr als 200.000 Einwohner gehabt. »Mehr als London, mehr als Paris, mehr als jede andere Stadt zu jener Zeit mit Ausnahme der Hauptstadt des chinesischen Kaiserreichs.« Er erzählt von der Kraft und der robusten Konstitution der Ureinwohner und dass es Stafettenläufer gab, die im Dauerlauf die vierhundert Kilometer lange Strecke von Tenochtitlan zum Meer zurücklegten, damit die königliche Familie täglich frischen Fisch essen konnte. Von dem erstaunlichen Kommunikationsnetz der Azteken, das nur noch von dem der Inka in Peru übertroffen wurde. Einiges von ihrem Wissen und ihren Leistungen, schloss er, erscheine geradezu übermenschlich – als wären sie tatsächlich »Kinder der Sonne« oder Besucher von einem anderen Planeten gewesen.

Und dann – kennen alle Mexikaner die Geschichte ihres Landes so gut, sind sie so selbstverständlich in ihr, in diesem schmerzhaften Bewusstsein der Vergangenheit zu Hause? –, und dann kamen Cortés und die Konquistadoren und fielen nicht nur mit neuen Waffen, sondern auch mit neuen Krankheiten über ein Volk her, das bis dahin weder Pocken noch Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten oder auch nur Schnupfen gekannt hatte. Vor der spanischen Eroberung hatten in Mexiko 15 Millionen Azteken gelebt, doch nach nur fünfzig Jahren waren nur noch drei Millionen übrig, und diese waren verarmt, er-

niedrig und versklavt. Viele waren einfach getötet worden, doch die Mehrzahl war hilflos den von den Europäern eingeschleppten Krankheiten erlegen. Auch die Religion und Kultur der Ureinwohner wurden ihres Reichtums beraubt, verwässert und von den fremden Traditionen und religiösen Riten der Konquistadoren verdrängt. Daraus entstand jedoch eine fruchtbare, gehaltvolle Verbindung, eine kulturelle wie biologische Vermischung der Rassen. Mein Nachbar spricht vom »doppelten Naturell«, von der »doppelten Kultur« Mexikos und der Mexikaner, von den positiven wie negativen Komplexitäten einer solchen »doppelten Geschichte«. Und dann, als wir zum Landeanflug ansetzen, spricht er von den politischen Strukturen und Institutionen des Landes, von der Korruption, von der Ineffizienz, von den extremen Einkommensunterschieden: In Mexiko gebe es mehr Milliardäre als in jedem anderen Land, ausgenommen die USA, aber auch mehr Menschen, die in entsetzlicher Armut leben müssten.

.....

Als wir in Oaxaca aus dem Flugzeug steigen, sehe ich im Flughafengebäude John und Carol Mickel, meine Freunde aus dem Botanischen Garten in New York. John ist Experte für Farne der Neuen Welt, insbesondere für die Farne Mexikos. Er hat allein in der Provinz Oaxaca mehr als sechzig neue Farnarten entdeckt und (mit seinem jüngeren Kollegen Joseph Beitel) in dem Buch *Pteridophyte Flora of Oaxaca, Mexico* die über siebenhundert dort vor-

kommenden Farne beschrieben. Besser als jeder andere weiß er, wo diese Arten zu finden sind, und kennt ihre geheimen und manchmal wechselnden Standorte. Seit seiner ersten Reise im Jahr 1960 ist John oft in Oaxaca gewesen, und er war es auch, der diese Exkursion organisiert hat.

Sein eigentliches Spezialgebiet ist zwar die Systematik, also die Identifizierung und Klassifizierung der Farne, das Aufspüren evolutionärer Verwandtschaften und Affinitäten, doch wie alle Pteridologen ist er ein Allround-Botaniker und Umweltschützer, denn man kann nicht Farne in ihrer natürlichen Umgebung studieren, ohne ein gewisses Verständnis dafür zu entwickeln, warum sie ausge-rechnet dort wachsen und in welcher Beziehung zu anderen Pflanzen und Tieren und deren Lebensräumen sie stehen. Johns Frau Carol ist keine studierte Botanikerin, doch ihre Begeisterung und ihre vielen Jahre mit John haben sie beinahe so fachkundig gemacht wie ihn.

Ich habe John und Carol an einem Samstagmorgen im Jahr 1993 kennengelernt. Ich wohnte damals in der Bronx, nicht weit vom Botanischen Garten, und an diesem Samstag machte ich dort einen Spaziergang mit meinem Freund Andrew. Wir schlenderten in das alte Museumsgebäude, und Andrew, der mich des Öfteren von Farnen hatte schwärmen hören, machte mich auf eine ausgehängte Ankündigung eines Treffens der Amerikanischen Farnesellschaft aufmerksam. Ich war neugierig – von dieser Gesellschaft hatte ich noch nie gehört –, und so wanderten wir durch das Labyrinth des Mu-